



ERNŐ SZÉP
Zerbrochene Welt

Drei Wochen 1944

now in seinem Roman *Drei Paar Seidenstrümpfe* so eindrucksvoll beschrieben hat. Verglichen damit waren die Verhältnisse bei uns noch geradezu komfortabel.

GLAS ÜBERALL

An einem Samstag sind wir also dort eingezogen. Und was, bitte schön, geschah gleich am ersten Abend? Es war um Mitternacht, auch ich hatte bereits geschlafen; dieses den ganzen Tag andauernde Räumen, Ein- und wieder Auspacken hatte mich unbeschreiblich müde gemacht. Plötzlich heulten die Sirenen. Wir rafften uns auf, hasteten hinaus und wollten nach unten in den Luftschutzraum. Noch auf der Treppe: eine donnernde Erschütterung, gleich darauf schrilles Klirren und Krachen von allen Seiten. Frauen kreischten, Kinder schrien und weinten im Stolpern und Fallen, unbeholfene Alte wurden umgerannt, auf der Stiege war es stockdunkel; jammernd und fluchend wälzte sich alles in den Keller hinunter. Ein wahres Wunder, dass es nur leichtere Blessuren gab.

Mehr als zwei Stunden saßen wir im Keller, harrten und lauschten, bis die Entwarnung kam. Wir begaben uns wieder hinauf: glänzendes Mondlicht auch in der Wohnung, die Rollläden weggerissen, sie baumelten nur noch an den Scharnieren, die Torontaler Teppiche und das ganze Parkett mit glitzernden Glassplittern bedeckt. Das Zimmer hatte große, breite Doppelfenster, die fast über die ganze Wand reichten, aber diese Fenster gab es nicht mehr. Auf den Stühlen, Bettdecken, auf Kissen und Laken – überall glitzernder Glasschutt. Der lange Rollladen war wie der Deckel einer Sardinendose spiralig aufgerollt. Die Zwischenwand, die unseren Wohnteil von dem unserer Nachbarn trennte, ebenfalls aus Glas, aber dick und undurchsichtig, lag in tausend Scherben und Splittern auf dem Boden. Umherfliegendes Glas hatte unsere Kis-

sen und Federbetten aufgeschlitzt und zerschnitten, das Zimmer war mit Daunen und Federn übersät. Es dauerte bis um halb sieben am Morgen, bis wir diese Unmengen von Glassplintern von unseren Liegestätten, von Teppichen und Parkett, von Tisch und Stühlen geschüttelt und aufgedreht hatten.

Doch selbst nach zwei Monaten lugten aus Teppichen und Parkettfugen noch hier und da Glassplitter hervor. Alle Fenster zur Straße hin und sämtliche Glaswände des Hauses waren kaputt. Auch unten vor dem Tor war eine Bombe eingeschlagen, und so konnte man weder hinaus noch herein, bevor der Schutt aus Mörtel, Ziegeln und Glasbruch weggeräumt war. Zum Glück passierte das alles im Sommer, und man konnte ohne Fenster auskommen. Nur durfte man am Abend kein Licht machen, weil die unter Strafanordnung verordnete Verdunkelung nicht möglich war. So musste auch die für mich so wichtige Lektüre am Abend und in der Nacht den ganzen Sommer über unterbleiben. Darunter litt ich sehr. (Erst Ende August ließ das als Hauseigentümer firmierende Unternehmen Fenster und Rollläden erneuern.)

In diesem Sommer lernte ich, mein Abendbrot im Stockdunkeln einzunehmen, wenn auch der Mond kein Licht spendete; wir aßen abends immer kalt; ich ertastete alles, meinen Löffel, Messer und Gabel und was es zum Essen gab, und ich lernte, völlig geräuschlos zu essen, die Nachbarn und meine Geschwister schliefen ja schon. Auch meine Zigarette drehte ich mir in völliger Dunkelheit; das ist übrigens eine mir scheinbar angeborene Fertigkeit. Schon in der serbischen Mačva hatte ich, wenn wir nachts über einen Hügel zogen, vor den Herren des Regimentsstabs damit brilliert, dass ich – hoch zu Ross im Regen durch aufgeweichtes Gelände reitend, in dem die Gäule andauernd ausrutschten, die Zügel ums Handgelenk gewickelt – im Finstern meine Zigaretten drehte, und zwar so akkurat, als kämen sie direkt aus der Schachtel. Sonstige Heldentaten aus dem Krieg kann ich nicht vorweisen. Und die Zigaretten nach dem Abendessen musste ich mir in der Pozsonyi-Straße in der Abstellkammer anzünden, in die ich auf Zehenspitzen schlich;

sie hatte kein Fenster und war von keiner Seite einzusehen. Lesen war nicht möglich, also spazierte ich nach halb zwölf draußen auf dem Balkon hin und her und ließ den Blick über die stumme graue Stadt schweifen. Auf diesem Balkon konnte man der Länge nach neun Schritte gehen, wenn man nicht zu forsch ausschritt. Ich weiß nicht, wie oft ich während einer Stunde nach dem neunten Schritt kehrtemacht habe. Gegenüber lag in der Düsternis die Margaretinsel; meist vermied ich es jedoch, in diese Richtung zu schauen, ich sah zum Himmel hinauf und auf den Strom, betrachtete die Burg, den Gellértberg. In den ersten Tagen brach mir fast das Herz, wenn ich durchs Fenster blickte und die geliebte Insel vor meinen Augen grünen sah.

Zum Abendessen setzte ich mich, wie gesagt, erst spät, gegen zehn Uhr; nach halb elf versammelten sich auf unserer Etage Herren, Damen, vor allem die Nachtulen, bei Herrn Direktor V., um sich dort die ungarischen Nachrichten aus London anzuhören. In dem weiter innen gelegenen Zimmer konnte man auch Licht machen.

Der Herr Direktor wohnte schon länger in dem Haus und war Nachbar und ein guter Bekannter von Baron D., der aus Österreich stammte und alles andere als ein Freund des Deutschen Reichs war. Seitdem Menschen jüdischer Abstammung kein Rundfunkgerät mehr besitzen durften, hörte der Herr Direktor V. den Londoner Sender beim Baron. Er hatte immer Papier und Bleistift zur Hand und stenografierte die Nachrichten mit; mehr Gäste zum Zuhören einzuladen, wäre aufgefallen und viel zu gefährlich für den Baron gewesen.

Danach kam Herr Direktor V. zurück und las der Gesellschaft die von ihm notierten Neuigkeiten vor. Dieses allabendliche kleine London war für uns eine Wohltat. Nachdem die Themen dann noch etwas vertieft und die Lage diskutiert worden war, schlich man einzeln in seine eigene Wohnung zurück. Gute Nacht und angenehme Ruhe!

IN UNSEREM LUFTSCHUTZKELLER

Hier lernte ich schon in den ersten Tagen einige Bewohner des Hauses kennen. Es gab ja Tage, an denen wir vier, fünf Mal hinunter mussten. Anfangs versuchte ich gelegentlich, bei Alarm oben in der Wohnung zu bleiben, aber der Hauskommandant schickte dann meist nach mir, und ich musste doch in den Keller. An all diese schrecklichen Dinge, die man über den Bombenangriff auf Antwerpen lesen konnte, haben wir uns allmählich auch hier gewöhnt. Aber wenn ich mich doch einmal während eines Angriffs oben in der Wohnung herumdrückte und es ganz in der Nähe krachte, dass das Haus erzitterte, geriet ich schon in Panik, das will ich nicht leugnen; im Allgemeinen aber las ich in meinem Buch und ließ mich nicht ablenken.

Das Schlimmste für uns Juden aber war das völlige Ausgeliefertsein und natürlich die Angst vor der Deportation. Verglichen damit erschien die Aussicht, durch eine Bombe ums Leben zu kommen, geradezu tröstlich. Wie schon in der Thököly-Straße ging ich auch hier während eines Bombenalarms immer wieder zum Rauchen aus dem Keller hinauf in den Hof. Auch in der Pozsonyi-Straße fand sich eine verschworene Raucherclique von Männern und Frauen, die die Angriffe im Hof durchgestanden hätten, wenn uns nicht der Hauskommandant und der Luftschutzwart bei drohenden Einschlägen in den Keller gejagt hätten. Unsere durch die Nikotinsucht bedingten Herausforderungen des Schicksals, also solche freiwilligen Mutproben, wären vom Hauskommandanten wahrscheinlich hingenommen worden, wenn er nicht den Blockwart hätte fürchten müssen. Der war mit seinem Trupp bei Bombenalarm immer wieder in den Höfen aufgetaucht, und wen er bei Luftangriffen außerhalb des Luftschutzkellers antraf, der hatte mit drastischer Bestrafung zu rechnen. Nicht selten mussten wir vier, fünf Stunden ohne Unterbrechung unten verbringen. Unser Luftschutzraum war ein geräumiger, weiß getünchter Keller, der aus

zwei Abteilen bestand, in denen bis zu vierhundert Personen Platz fanden. Nachts war dieser Schutzraum gut beleuchtet, bei längerem Lesen aber ermüdeten die Augen, weil die Glühbirnen zu hoch oben hingen. Auch brüteten etliche Herren wie im tiefsten Frieden über zwei, drei Schachbrettern, und ein paar Damenrunden zerstreuten sich, wenn der Alarm länger andauerte, beim Rommé. Die meisten Frauen strickten im Luftschutzkeller; manche brachten sogar Kartoffeln zum Schälen oder Bohnen und Erbsen zum Auslösen mit. Es gab aber auch Typen, die sich mit gar nichts beschäftigten, sondern nur schwatzten und schwatzten. Und dann waren da Männer wie Frauen, die im Luftschutzkeller die ganze Zeit vor sich hin mümmelten und knabberten, bei Tag wie bei Nacht.

Hin und wieder schlugen die Bomben so nahe bei uns ein, dass der Boden selbst hier unten bebte und es einen Kurzschluss gab. Dann sprangen die Frauen im Dunkeln schreiend auf, die Babys begannen zu weinen. Ein paar größere Mädchen stimmten ins Jammern ihrer Mütter ein. Sonst aber machte es den Kindern verdammt gute Laune, wenn die Luftschuttsirenen zu heulen begannen. Die kleinen Buben und Mädchen konnten diese einen Angriff ankündigenden und für die Erwachsenen furchterregenden Töne verblüffend gut imitieren. Bei Dunkelheit verfolgten sie fasziniert die über der Stadt schwebenden Stalinkerzen und die als Leuchtspur abgeworfenen Feuerkugeln; für sie war das ein Spektakel wie in einem verzauberten Märchenland. Die Katzen spazierten während eines Angriffs übrigens ungerührt im Freien herum, tollten sogar übermütig und ausgelassen umher; interessant, dass die meisten Hunde, die doch eher männlichen Charakters sind, unruhig wurden, den Schwanz einzogen und angstvoll zitterten, während die mörderischen Bomben auf Pest niederprasselten. Vielleicht weil sie ihrer Herrschaft treuer ergeben waren und sich Sorgen um sie machten. Die kleineren Jungen im Haus hatten meist nach dem Vorbild der Luftschutzwarte eine Kinder-Armbinde und einen Gürtel samt dem dazugehörigen Beil. Einige trugen sogar stolz den aschgrauen Luftschutzhelm in Kinderausführung.